

*Zweiundvierzig.*

*Dreiundvierzig.*

Ich kehrte zurück in meine Nische, erschöpft und leer. Dort schloss ich die Augen und lehnte meinen Kopf gegen die Wand. Er tat weh, aber ich spürte es kaum, denn er schmerzte ständig. Das HeadLock, das sie mir gaben, war zu hoch dosiert, was die gleichen Symptome hervorrief wie eine zu niedrige Dosis. Es war eine Vorsichtsmaßnahme. Sie wollten nicht riskieren, dass ich zu viel dachte.

Mein Blick huschte zu den Kameras. Schaute *er* zu? War er stolz, dass er es geschafft hatte, mich zu manipulieren? Oder berührte es ihn nicht, weil er es vorher schon hundertmal getan hatte? Ich erinnerte mich an den Ausdruck in seinem Gesicht nach dem Attentat. Es war verzerrt gewesen, verzerrt vor Schock und Entsetzen. Er

hatte nicht damit gerechnet, dass ich nach seiner brillanten Vorstellung aus der Reihe tanzen würde.

*Vierundsechzig.*

*Fünfundsechzig.*

*Sechsendsechzig.*

Der Gedanke an *ihn* brachte mich erneut an den Rand des Abgrunds. Ich presste meine Schultern stärker gegen die Wand, bis sie taub wurden. Längst hatte ich es aufgegeben, unser letztes Treffen immer wieder durchzuspielen, jede Regung, jedes Wort. Es war sinnlos. Er war in diesem Spiel besser als ich. Er hatte mich besiegt. Zerstört. Vernichtet. Alles, was er mir hinterlassen hatte, war Wut. Wut auf mich selbst, weil ich ihm geglaubt hatte.

Eine vertraute Dunkelheit griff nach mir, und es gab einen Moment, in dem ich nachgeben

wollte. Mich hineinziehen lassen in die Schwärze, damit es vorbei war. Aber dann vergrub ich erneut meine Finger in den Ärmeln meiner grauen Kluft, rieb den harten Stoff zwischen den Fingern. Es half, ich entkam. Aber es war nichts, worauf ich stolz sein konnte. Ich war nur zu feige, endgültig den Verstand zu verlieren.

*Einundsiebzig.*

*Zweiundsiebzig.*

*Nein, Moment.*

»Ophelia?«

Ich schreckte so plötzlich hoch, dass ich mit dem Kopf heftig gegen die Wand knallte. Der Schmerz jagte durch meine Schläfen und vermischte sich mit dem ständigen dumpfen Pochen dort. Adrenalin trieb mich auf die Füße, bis ich begriff: Es gab hier keinen Kampf. Keine Flucht. Mein Kopf wusste das. Mein Körper

würde es nie lernen.

Auf der anderen Seite der Scheibe stand Caspar Dufort.

»Ist es so weit?« Ich sah ihn an und er nickte.

»Leg die an.« Er schob ein Gebilde aus Metall durch die Öffnung für die Mahlzeiten. Mein ehemaliger Ausbilder war mit seinem ebenmäßigen Gesicht, den dunkelblonden Haaren und blauen Augen immer noch attraktiver, als ein einzelner Mensch sein durfte. Aber seine Miene war jetzt unbewegt und starr, seine Haltung aufrecht und steif. Es hätte nicht deutlicher sein können, dass er mich zutiefst verachtete.

Ich nahm die Fesseln entgegen und schob meine Hände hindurch, dann die Füße. Das Metall zog sich schmerzhaft fest, eine starre Verbindung dazwischen gab mir gerade genug

Freiraum, um zu laufen. Dufort ließ die Scheibe zur Seite fahren und deutete in den Gang.

»Gehen wir.«

»Okay.« Meine Stimme war heiser, mein Puls hämmerte gegen die Innenseiten meines Halses. In der ersten Zeit hatte ich Angst vor diesem Tag gehabt, dann hatte ich ihn herbeigesehnt. Jetzt war es eine Mischung aus beidem.

Dufort wich meinem Blick aus, während er die Fesseln kontrollierte.

»Komm mit.« Er ging voran. Wir verließen den Sicherheitstrakt und trafen in einem Vorraum auf vier Gardisten. Sie begleiteten uns schweigend, aber nach der Stille in der Zelle war jedes Atmen, jeder Schritt, jedes Klirren der Schnallen an ihren Stiefeln für mich so laut wie eine Explosion. Am lautesten war jedoch ihre schweigsame Feindseligkeit. Ich zog die Schultern hoch. Es